Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gneisenaus Briefwechsel und und die Kriege von 1814 u. 1815.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Gneisenaus Briefwechsel und die Kriege von 1814 u. 1815.

Nachdem Pertz im Jahre 1869 den dritten Band der Biographie Gneisenaus veröffentlicht hatte, trat in der Fortsetzung des Werkes eine lange Pause ein. Anhaltende Kränklichkeit, endlich der Tod nahmen dem Verfasser die Feder aus der Hand, und es bedurfte geraume Zeit, ehe Dr. Delbrück, der sich auf Wunsch der Gneisenauschen Familie ebenso wie auf Wunsch des Verlegers zur Bearbeitung und Fortsetzung des Werkes bereit erklärte, das von Pertz hinterlassene Material geordnet und vervollständigt hatte. Erst nach elfjähriger Unterbrechung ist zu Anfange dieses Jahres der vierte Band herausgegeben worden. Ein fünfter (Schluß-) Band, der wider Erwarten durch die Fülle der vorhandenen Briefe sich nothwendig gemacht hat, ist für Ende dieses Jahres in Aussicht gestellt.

Delbrück weicht von seinem Vorgänger schon in der äußeren Anordnung des Stoffes ab. Pertz gab keine Biographie seines Helden im strengsten Sinne des Wortes, sondern sein Werk war mehr ein Conglomerat von Briefen, Memoiren und anderen Schriftstücken, die zu seinem Helden in Beziehung standen. Er selbst verknüpft sie durch die Darstellung der zeitgenössischen Ereignisse oder der Lebensschicksale Gneisenaus und versieht sie mit Erklärungen. So groß auch die Vortheile einer so geschriebenen Lebensgeschichte sein mögen, insofern wir auf Schritt und Tritt in den Stand gesetzt werden, auf Grund vollgiltiger Zeugnisse, der eigenen Aeußerungen eines Mannes, sein Leben und seine Gedanken zu verfolgen, so erschwert doch das Aneinanderreihen von Briefen und Aktenstücken die Lectüre ungemein, und da der Herausgeber durch den Inhalt der Briefe oft gezwungen ist, Dinge, welche mit dem Gange der Ereignisse in keinem oder sehr lockerem Zusammenhange stehen, zu behandeln, so geht die Uebersicht zuweilen ganz verloren. Die Art, wie Delbrück diesem Uebelstande

*) Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau Vierter Band. 1814, 1815. Von Hans Delbrück. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Pertz. Berlin, G. Reimer, 1880.

ausweicht, verdient alle Anerkennung. Delbrück giebt drei getrennte Abhandlungen. In der ersten bespricht er den Krieg von 1814, die zweite hat die Friedensverhandlungen zum Gegenstande, die dritte führt die Geschichte des Krieges von 1815 bis zum Sturze Napoleons und zum zweiten Pariser Frieden. Jedem der drei Abschnitte läßt der Verfasser den Briefwechsel Gneisenaus folgen. Beigegeben sind dem Buche eine Reihe von Actenstücken und Excurse, die weitere Ausführungen enthalten oder dazu dienen, den Standpunkt, den der Verfasser einzelnen Fragen gegenüber einnimmt, näher zu begründen. Aber eine Biographie ist damit das Werk auch nicht geworden. Allzusehr tritt Gneisenaus Person hinter den Ereignissen zurück. So manches treffende Wort des Generals, so mancher bezeichnende Charakterzug, von dem wir bei anderen Schriftstellern lesen, ist übergangen. Viele Briefe, die für die Beurtheilung Gneisenaus von höchstem Werthe sind, lesen wir wohl in der Sammlung, besprochen werden sie aber wider Erwarten nirgends. Dennoch muß anerkannt werden, daß der darstellende Theil des Buches frisch und übersichtlich geschrieben ist und auf sorgfältiger und selbständiger Forschung beruht. Alles, was nöthig ist um den Gneisenauschen Briefwechsel zu verstehen, finden wir in befriedigender Weise behandelt. Der Natur der Sache nach sind die diplomatischen Verhandlungen und die politische Lage nur so weit als es nothwendig war besprochen, während die militärischen Operationen, vor allem die Operationen der schlesischen Armee, an deren Spitze Fürst Blücher mit seinem Generalstabschef Gneisenau stand, besondere Beachtung gefunden haben. Um Gneisenaus Antheil an den Erfolgen jener Armee ermessen zu können, dürfte es gerathen sein, vor allem Gneisenaus Stellung zu Blücher zu charakterisieren.

Der Chef des Generalstabes hatte ursprünglich keine andere Aufgabe gehabt, als einerseits die in jedem Augenblicke vorhandene Lage der Dinge nach Daten, Zahlen und Nachrichten dem Commandierenden zu unterbreiten, andererseits dessen darauf erfolgende Befehle im Detail auszuarbeiten und den Truppen zukommen zu lassen. Gneisenau hatte sich für diese Stellung jede Befähigung abgesprochen und für sich selbst eine ganz andere Aufgabe ausgebildet der Art, daß er den Vortrag über die strategische Situation übernahm und damit stets den Vorschlag über die Heeresleitung verknüpfte. Blücher hat, wie wir wissen, Gneisenaus Rath immer befolgt, und Gneisenau betrachtet sich in den Briefen an seine Vertrauten immer als den Verantwortlichen bei Blüchers Beschlüssen. Man hat oft gesagt, beide Männer hätten sich in ihren Anlagen und ihrem Charakter ergänzt. Mit Recht weist aber Delbrück darauf hin, daß dieser Satz falsch wäre, wenn man daraus schließen wollte, daß Gneisenau irgendwelche dem Feldherrn nothwendige Gaben gefehlt hätten, die Blücher besaß: weder Kühnheit noch Beharrlichkeit im Unglück. Finden wir doch, daß nach Unfällen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es Gneisenau ist, der Blücher zuspricht und ihn aufzuheitern sucht. Wenn einer, so hatte wohl Gneisenau die Fähigkeit des Befehls, denn darin stimmen alle überein, daß der Eindruck von Gneisenaus Persönlichkeit ein bedeutender war. Erfolgreich hatte er ein selbständiges Commando in Colberg geführt. Bei kleineren Gelegenheiten führte er gern die Truppen selbst, und welches stolze Gefühl beseelte ihn, als er an der Spitze der verfolgenden Truppen nach der Schlacht von Belle Alliance die Franzosen unermüdlich durch die Nacht hindurch jagte. Mehr als einmal hat er es seinen Vertrauten gegenüber ausgesprochen, daß nicht die strategische Ueberlegung, sondern die Führung der Truppen seine Aufgabe sei, und geklagt, daß er dem Heere so gut wie unbekannt sei. Sein Herz dürstete nach dem Ruhme, den das selbständige Commando allein dem glücklichen Sieger verleiht, aber er mußte sich mit der geringer erscheinenden Stelle begnügen, zu der ihn der Wille seines Monarchen berufen hatte. Daß er sich des Opfers, das er damit brachte, im vollsten Umfange bewußt war und trotzdem mit der größten Hingabe und dem feinsten Tacte die schweren Pflichten seiner Stellung erfüllte, läßt ihn uns um so bewundernswerther erscheinen. Und schwer genug mußte sein Amt ihm wohl oft werden. Ehrte und verehrte er auch den greisen Helden, dessen Arm er lenkte, so stimmten doch Blüchers Neigungen und Geselligkeiten so wenig mit der „Goethischen Haltung" Gneisenaus überein, daß ein enges, herzliches Einverständniß unmöglich war. Es soll hierdurch Blüchers Ruhm nicht beeinträchtigt werden. „Blücher nahm Gneisenaus Rath in sich auf als Geist von seinem Geiste, focht ihn durch mit der ganzen Gewalt seiner Persönlichkeit gegen die tausend widerstrebenden Mächte der vielverschlungenen Coalition, erzwang durch Erweckung, Beispiel und Befehl von Unterbefehlshabern und Soldaten das Aeußerste der Anstrengung und das Höchste der Tapferkeit und ging voran in der Kühnheit des Wollens und Wagens, ohne welche der kühne Rath nicht nur erfolglos bleibt, sondern überhaupt gar nicht geboren wird."

Wir haben diese Charakteristik des Verhältnisses, in welchem Gneisenau zu Blücher stand, vorausgeschickt, denn dasselbe ist für die Geschichte der Kriege von 1814 und 1815 von höchster Bedeutung. Welche entscheidende Rolle die schlesische Armee in jenen Feldzügen gespielt hat, ist bekannt. Erwägen wir nun, daß sie auf Gneisenaus Rath geführt wurde, so ist es verständlich, wenn Delbrück auf Schritt und Tritt den Operationen dieses Heeres folgt und sie einer genauen Prüfung unterzieht. Der Geist, der aus ihnen spricht, ist eben der Geist Gneisenaus, und in der Darstellung der Siege der schlesischen Armee wird ihm zugleich das beste Denkmal gesetzt.

Für uns soll es sich hier nicht darum handeln, ein Bild von den kriegerischen Bewegungen jener Jahre auf Grund des zum Theil zum ersten Male

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herausgegebenen Briefwechsels zu geben, noch beabsichtigen wir aus den in den Schreiben enthaltenen Zügen den Charakter des Helden zu schildern, sondern wir wollen lediglich versuchen, diejenigen Aeußerungen Gneisenaus aus seinen damaligen Briefen, welche sich auf die Ereignisse und bedeutende Persönlichkeiten, die in ihnen handelnd auftraten, beziehen, im Anschluß an eine kurze Uebersicht über die Hauptmomente des Kampfes zusammenzustellen.

Nachdem die Verbündeten den Rhein erreicht hatten, mußten sie einen Augenblick still stehen, um zu berathen, was weiter geschehen solle. Schon am 7. November fanden Verhandlungen über die künftigen Kriegsoperationen statt, wobei das Commando der schlesischen Armee durch Gneisenau vertreten war. Mehrere Pläne gelangten hier zum Vortrage. Unstreitig der beste war der Gneisenaus. Hiernach sollte der Krieg, um den französischen Rüstungen keine Zeit zu lassen, ohne Unterbrechung den Winter hindurch geführt werden. Der schlesischen Armee fiel die Aufgabe zu, in Belgien einzurücken, um Napoleon von den reichen Hilfsmitteln dieses Landes abzuschneiden und die Nordfestungen des Feindes zu bedrohen, während die große Armee zwischen Straßburg, Mainz und Metz vorgehen und eine kleine Abtheilung von der Schweiz aus die Franche Comté besetzen sollte. So war Napoleon von allen Seiten zugleich angegriffen. Lag es nun auch nahe, als den Schlußpunkt der kriegerischen Operationen die Besetzung der feindlichen Hauptstadt anzunehmen, so machte doch Gneisenau, wie er überhaupt kein Freund weit hinausreichender Combinationen war, darüber noch keine Vorschläge.

Anfänglich fand Gneisenaus Plan unter den versammelten Generalen und Staatsmännern Zustimmung. Doch bald neigten die meisten dem Vorschlage Knesebecks, des Generaladjutanten Friedrich Wilhelms zu, der, einen Gedanken des österreichischen Hauptquartiers aufgreifend, eine weitsichtige Combination ersann. Demgemäß sollte die Hauptarmee von der Schweiz aus suchen, im südlichen Frankreich mit der von Italien kommenden österreichischen Armee und mit den über die Pyrenäen vordringenden Engländern unter Wellington sich zu vereinigen und mit diesen gemeinschaftlich auf Paris zu operieren. Besonders geeignet erschien als Ziel der Hauptarmee das Plateau von Langres, jene bescheidene Bodenerhebung an den Grenzen von Hochburgund, welche die Wasserscheide dreier Meere bildet. Damit waren die Niederlande ganz aufgegeben und der schlesischen Armee außer Belagerungen von Festungen nur die Deckung der rechten Flanke der großen Armee überlassen. Daß man einen Zug auf Paris ernsthaft beabsichtigt habe, bezweifelt Delbrück mit Recht. In der That haben gerade die Vertheidiger dieses Planes, Schwarzenberg und Knesebeck, sich dem Marsche nach Paris, als er später thatsächlich unternommen werden sollte, mit Entschiedenheit widersetzt, und es ist die Vermuthung nahe gelegt, daß die Per-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spective auf den Zug nach Paris nur eröffnet wurde, um Kaiser Alexander für den Plan zu gewinnen.

Militärische wie politische Erwägungen machten das österreichische Hauptquartier geneigt, Knesebecks Entwurf anzunehmen. Das in diesem vorgeschlagene Manöver trennte Frankreich von Italien, wohin Oesterreich seine Herrschaft auszudehnen gedachte, gab Gelegenheit, in der Schweiz aristokratische Regierungen einzusetzen, und ermöglichte vor allem, da es die Entscheidung hinausschob, Friedensverhandlungen mit Napoleon anzuknüpfen, zu denen Metternich sehr geneigt war, da Rußlands Macht sich immer drohender erhob. Aber auch Preußen flößte dem österreichischen Staatskanzler Besorgniß ein. „Die preußische Armee," so schrieb er später in seinen Memoiren, „beherrschte das Cabinet. Sie dürstete nur nach Rache. Blücher und die Freischaaren sannen nur auf die Zerstörung und Plünderung von Paris. Die revolutionäre Saat, die seit 1808 so viele Früchte in Preußen getragen hatte, schoß hier auf einem ausgedehnten Felde in die Halme. Die Arndt, die Jahn und die Männer, die seither so bedauernswerth sich hervorgethan, befanden sich alle in Frankfurt als Angestellte im Heere oder in der Umgebung der Minister."

Metternichs Bestrebungen, die schlesische Armee an zu schnellem Vorgehen zu hindern und damit jede energische Kriegführung aufzugeben, fanden selbst in der preußischen Armee Billigung. York klagte über den elenden Zustand seines tapferen Corps und verlangte mindestens eine kurze Ruhe für die erschöpften Truppen. Auch König Friedrich Wilhelm unterlag für einige Zeit einem Anfalle von Kleinmuth. Er wollte den Rhein überhaupt nicht überschreiten, um nicht alles bisher Gewonnene von neuem aufs Spiel zu setzen.

So neigten alle Friedensfreunde dem Zuge durch die Schweiz zu, der, weil er eine Pause in die kriegerischen Operationen brachte, zu Verhandlungen Raum geben konnte. Freilich wurde das beschlossene Unternehmen noch einmal in Frage gestellt, als die Schweiz sich neutral erklärte. Kaiser Alexander verlangte, daß diese Neutralität respectiert werde, weniger wohl aus Argwohn gegen Oesterreich, als aus Beweggründen rein persönlicher Natur, Rücksichten auf Laharpe und andere französische Schweizer, die ihn mit Bitten für die Freiheit der Schweiz bestürmten. Dadurch gewann Gneisenau noch einmal Gelegenheit, einen Plan vorzulegen, wonach die Niederlande der Nordarmee überlassen und die beiden anderen gemeinschaftlich sofort über Mainz und Metz in Frankreich einrücken sollten, um, wenn man bis dahin nicht zum Frieden gelangte, bis nach Paris selbst vorzugehen.

Indessen war man bei der herrschenden Stimmung weit entfernt, einem Kriegsplane beizutreten, der auf Napoleons völligen Sturz hinausging. So fand denn auch dieser Vorschlag keinen Beifall. Doch erhoben sich mittlerweile

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Größergesinnten im Lager der Verbündeten mit Heftigkeit gegen diese kurzsichtigen und muthlosen Machinationen. Stein kam in Frankfurt an und machte seinen Einfluß bei Alexander geltend. Das englische Cabinet wurde bedenklich, wie die öffentliche Meinung einen unsoliden Frieden aufnehmen werde. Vor allem aber entzog Napoleons laue Art die Friedensverhandlungen zu betreiben und die Kunde von seinen umfassenden Rüstungen der Friedenspartei allen Boden. So entschloß man sich wenigstens die kriegerischen Operationen fortgehen zu lassen.

Ohne formellen Beschluß über die Eröffnung des Feldzugs rückten die große und die schlesische Armee in der ihnen angewiesenen Richtung vor. Entgegen den Zusagen, die man an Alexander gegeben hatte, ging Schwarzenberg mit der großen Armee durch die Schweiz nach dem Plateau von Langres. Blücher, welcher die Zeit benutzt hatte, durch nachrückenden Ersatz und Reconvalescenten sich zu verstärken, überschritt unerwartet am 1. Januar in drei Colonnen bei Mannheim, Caub und Coblenz den Rhein. Da er, ohne erheblichen Widerstand zu finden, den Feind vor sich hertrieb, so näherten sich allmählich beide Heere einander, und damit konnte eine wirkliche Cooperation in Aussicht genommen werden. Vorschläge dazu wurden ziemlich zu gleicher Zeit von den beiden Hauptquartieren gemacht. Schwarzenberg forderte Blücher auf, sich zu seiner Vertheidigung an ihn heranzuziehen, Blücher bat um Unterstützung zum Angriff; das war der charakteristische Unterschied beider Gesuche.

Gneisenau war in Frankfurt, wie wir aus den Aufzeichnungen des Hauptmanns von Stosch wissen, über den Gang der allgemeinen Angelegenheiten sehr verdrießlich gewesen. Erst als er seines Erfolges gewiß war — beim Uebergange über den Rhein — fand er seine gewöhnliche Heiterkeit wieder. Aergerlich über die Proclamation vom 1. December, welche erklärte, daß die Verbündeten nicht die französische Nation sondern Napoleon bekämpften, und damit den Charakter des Feldzugs fälschte, schreibt er noch am 4. Januar an Boyen: „Ich habe diese Diplomaten bei meinem Aufenthalte in Frankfurt und bei meinen Verhandlungen mit ihnen abermals kennen gelernt. Wenn die Generale sie nicht mit fortreißen, so machen sie das albernste Zeug. Nach Paris gehen und dort den Frieden, wie wir ihn haben müssen, vorzuschreiben, ist ihnen rasende Verwegenheit. Der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen, das ist das höchste Gebot, womit sie angefangen haben und wovon sie natürlich nachzulassen gedenken. Aber nicht allein Diplomaten, sondern auch Generale und Regenten denken so." Als die preußischen Truppen jubelnd an den Rhein zogen und mit Hurrahgeschrei hinübergingen, lebte er wieder auf. Seine Hoffnungen, den Krieg in Paris geendet zu sehen, mußten lebhafter werden, je weiter man vorrückte.

Bald wurden die Verbündeten gewahr, daß die französische Nation Napo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leon in diesem Kampfe nicht zur Seite stehen werde. Um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, hatte der Kaiser den gesetzgebenden Körper zusammenberufen, um eine bereits decretierte Erhöhung der Steuern gut heißen zu lassen. Zugleich ließ er ihn durch eine Commission in den Stand der äußeren Angelegenheiten Einsicht nehmen. Er wollte den Nachweis führen, daß er gern bereit sei, auf Grund der Rheingrenze Frieden zu schließen und allen Plänen der Weltherrschaft zu entsagen. Die Commission überzeugte sich von der momentanen Wahrheit der Behauptung der Regierung, benutzte aber diese Gelegenheit zu einem entschiedenen Protest gegen die Despotie der inneren Verwaltung. Damit war ein Conflict zwischen dem Kaiser und dem gesetzgebenden Körper, dessen Berathungen sogleich geschlossen wurden, gegeben.

Die Verbündeten thaten alles, um diesen Zwiespalt zu befördern. Gefangene und Deserteure wurden entlassen und mit Pässen in die Heimat geschickt, um von den Gesinnungen der Verbündeten Zeugniß abzulegen. Gneisenau selbst arbeitete für Blücher eine Rede aus, die dieser in Nancy an die Behörden richtete. Er bedauerte darin Frankreich wegen der Opfer, welche der unersättliche Ehrgeiz seines Herrschers ihm auferlege, und kündigte die Aufhebung der verhaßtesten Abgaben in den von den Verbündeten besetzten Departements an. Bald überzeugte man sich, daß der Aufruf, den Napoleon zur Bildung eines Landsturms verordnete, gänzlich erfolglos blieb. Gebrach es auch in der regulären Armee nicht an gutem Willen, so fehlte es doch an Zahl wie an Ausrüstung. Die Besorgniß vor der Macht, die den Franzosen geblieben war, schwand bei weiterem Vordringen immer mehr.

Der Schluß, den Gneisenau daraus zog, war, daß man gerades Wegs nach Paris maschieren müsse. In immer wiederholten Briefen an Stein, der sie Alexander vorlegte, an Knesebeck, den Generaladjutanten des Königs, an Hardenberg, an Radetzky, den Generalstabschef des Fürsten Schwarzenberg, an Schwarzenberg selbst führte er aus, daß es in der Hand der Verbündeten liege, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Er wies die ängstlichen Theoretiker, welche meinten, daß Napoleon, während die Verbündeten gegen seine Hauptstadt vordrängen, die Verbindung mit dem Rheine bedrohen werde, richtig mit der erwiesenen Behauptung zurück, daß der Kaiser zur Offensive keine Kraft habe, und fügte zu den Gründen, welche für den Vormarsch sprachen, noch einen hinzu, der damals zum ersten Male gehört wurde: „In der Hauptstadt Frankreichs" — schreibt er an Stein — „ist alles centralisiert, die Meinung, die Literatur, die Regierung, die Hilfsmittel. Was in Frankreich durch Geburt, Reichthum, Rang, Talente eminent ist, wohnt in der Hauptstadt, nicht wie meist anderswo auf dem Lande. Die Hauptstadt Frankreichs erobern, will daher mehr bedeuten,

als Wien oder Berlin in Besitz nehmen. Mit dem Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regierung und gebieten den Frieden .... Die Vorsehung hat uns hierher geführt; wir mögen" — so schließt er den Brief an Stein — „Rache nehmen für so viele über die Völker gebrachte Leiden, für so viel erduldeten Uebermuth, damit das discite institiam moniti non temnere divos bewährt werde. Thun wir es nicht, so sind wir Elende, die es verdienen, alle zwei Jahre einmal aus ihrer trägen Ruhe geschreckt und mit der Sclavengeißel bedroht zu werden." In einem anderen Briefe an Stein schreibt er: „Wir müssen die Besuche der Franzosen in unseren Hauptstädten, in den ihrigen erwiedern. So lange dies nicht geschehen ist, ist die Rache und der Triumph nur unvollständig. Kommt die schlesische Armee zuerst nach Paris, so lasse ich sogleich die Brücken von Austerlitz und Jena nebst dem Siegesmonument sprengen."

Es hatte gegen Ende des Jahres 1813 wirklich so gestanden, wie Ney späterhin spottete: „Die Herren Alliierten konnten Marsch für Marsch ohne Nachtquartiere bis nach Paris im Voraus bestimmen." Wehrlos lag Frankreich vor der Spitze ihres Schwertes. Wochen der Unthätigkeit hatte man verstreichen lassen. Eine rasche That hätte vieles wieder gut machen können. Aber Gneisenau konnte eine Coalition nicht leicht überwinden, die ihm gegenüberstand: Die militärische Unfähigkeit Schwarzenbergs und seines General-Quartiermeisters, des den Preußen mißgünstigen Sachsen Langenau, welche ihre Abneigung gegen große Entscheidungen geschickt in das Gewand der Theorie zu kleiden wußten, und die Politik. Zwar dachte das österreichische Cabinet, zumal seitdem des Plateau von Langres erreicht war, ohne daß Napoleon energische Schritte zum Frieden gethan, nicht mehr daran, ihm den Thron zu lassen. In Langres hatten Verhandlungen zwischen Alexander und Franz stattgefunden, die uns erst neuerdings durch Metternichs autobiographische Denkschrift bekannt geworden sind. Metternich erklärte dem Kaiser Alexander, welcher die französischen Abgeordneten über die Regierungsreform und über die Wahl des Herrschers befragt wissen wollte, daß am Tage des Sturzes des Kaiserreiches nur die Bourbonen da sein würden, um durch die Macht der Thatsachen und nach dem Wunsche der Nation von ihrem unverjährbaren Rechte wieder Besitz zu ergreifen, und daß Kaiser Franz keine andere Herrschaft unterstützen würde. Trotz alledem war die große Armee nicht zu rascherem Vorwärtsgehen zu bewegen. Oesterreich wollte kein gedemüthigtes oder verkleinertes Frankreich und wünschte alles zu vermeiden, was etwa von Anfang an die neue Herrschaft der Bourbonen hätte unbeliebt machen können. Daher setzte Oesterreich, selbst als der Ehrgeiz Alexanders es zum Weitermarsche von Langres zwang, durch, daß die Verhandlungen mit Napoleon zu Chatillon weiter geführt wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Vorrücken erhielt Schwarzenberg die überraschende Nachricht, daß die schlesische Armee bereits auf demselben Wege einen Marsch weit vor ihm stehe. Blücher hatte von seinen drei Corps Langreon vor Mainz, York bei den Moselfestungen zurückgelassen und hatte sich, nach Süden ausbiegend, aus eigenem Antriebe mit dem einzigen Corps Sacken an die Spitze der großen Armee gesetzt, wohl in der Hoffnung, er werde sie durch die That mehr als durch bloße Argumente mit fortreißen. Napoleon erkannte Blüchers Schwäche und beschloß daher, sofort zum Angriff überzugehen. Bei Brienne kam es zum Gefecht. Aber errang die schlesische Armee auch keinen Erfolg, so wurde doch der Zweck erreicht, den man im Auge gehabt hatte. Ungefährdet zog man sich in die südwärts gelegene vortheilhafte Stellung von Trannes zurück und fand Fühlung mit dem Heere Schwarzenbergs. Die jetzt vorhandene Streitmacht der Verbündeten mußte den Gegner voraussichtlich vernichten. Allein Schwarzenberg verstand sich nicht dazu. Es war schon viel für ihn, daß er, dem Drängen Alexanders und Preußens nachgebend, die Corps Gyulai und Würtemberg Blücher zum Angriff auf Napoleons Stellung bei La Rothière überließ.

Der Sieg, den Blücher davon trug, bestärkte Gneisenau in seiner Hoffnung auf die baldige Niederwerfung der Feinde. „Wir haben" — schreibt er an Stein — „die vorletzten Kräfte des Feindes zerstört; die letzten sollen auch bald vernichtet sein." Alle seine Gedanken weilten schon in Paris. Ausführlich behandelt er in einem Briefe vom 6. Februar an Stein bereits die Art der Behandlung, die für die Hauptstadt nothwendig sei. Die Bewohner sollten möglichst von Einquartierung verschont werden. Aber etwas steht ihm fest. Die Brücken von Austerlitz und Jena und das Monument auf dem Vendomeplatz müssen gesprengt und alle aus anderen Ländern zusammengebrachte Kunstwerke jeder Nation wieder zurückgegeben werden. Eine sichere Gewährleistung für einen künftigen dauerhaften Frieden sieht er nur in der Wiedereinsetzung eines Bourbons. „Hätte ein solcher auch den unruhigsten Ehrgeiz, er könnte, schon der Natur seiner Wiedereinsetzung nach, nicht anders als friedlich gesinnt sein. Aber die Prinzen dieses Hauses sind sehr unkriegerischen Charakters. Die Vorsicht also befiehlt den neugeschaffenen Thron umzustürzen, weil man dies jetzt kann. Aber auch die Pflicht befiehlt es denen, die den Völkern vorstehen und die kein Recht haben, jahrelange Leiden, vernichteten Wohlstand der Einzelnen, lang erduldeten Nationalschimpf und Unglück jeder Art durch einen Friedensschluß mit dem Tyrannen zu vergeben, der von vorn wieder anfängt, sobald er die Macht dazu hat. Mit Verwünschungen der Zeitgenossen und mit der Verachtung der Nachwelt werden dann diejenigen bestraft werden, die ihre Dienste einem so feigherzigen Entschlusse leihen möchten."

Nach dem Siege bei Rothière sprachen die Rücksichten der Verpflegung wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Schwierigkeit in der Uebertragung des Oberbefehles, da Blücher und Schwarzenberg nicht gut neben einander commandieren konnten, für eine Trennung der augenblicklich versammelten übergroßen Menge. Das Hauptheer nahm, wie man am Tage nach der Schlacht beschloß, die Verfolgung Napoleons auf sich, während Blücher erst nordwärts dann westlich auf Paris marschieren sollte. York, Kleist und Kapzewitsch erhielten den Befehl zu ihm zu stoßen. Der Plan mißlang vollständig. Napoleon fiel der schlesischen Armee in die Flanke und schlug sie in ihren Corps am 10. Februar bei Champaubert, am 11. bei Montmirail, am 12. bei Château Thierry und am 14. bei Vauchamps-Etoges. Die Ursache dieser Niederlagen findet Delbrück, der bei der Darstellung sich auf die meisterhafte Untersuchung von Boie („Die Stunden der Entscheidung" 2c. in den Jahrbüchern für die Deutsche Armee und Marine, Band 26, 1879) stützt, in dem Umstande, daß der unvergleichlichen Thatkraft und Urtheilskraft Napoleons doch eine gewisse, aus gar zu großer Siegeszuversicht entspringende Unvorsichtigkeit der Blücherschen Heeresleitung gegenüberstand, die ebensowenig die Unzuverlässigkeit der Verbündeten wie die Schnellkraft Napoleons genügend in Rechnung zog. Doch fügt der Verfasser, wie schon Clausewitz bei seiner Beurtheilung des Krieges aussprach, mit Recht hinzu, daß eine unglückliche Complication dazu kam und der bloße Zufall, der eine bedeutende Rolle im Kriege spielt, sich in jenen Tagen anhaltend und schrecklich gegen die Verbündeten wendete.

Die gleichzeitigen Briefe Gneisenaus geben wenig Detail über jene Kämpfe, drücken aber die alte kampfesmuthige Stimmung aus. Fehler habe man gemacht, das wird eingestanden, aber noch sei nichts verloren. In einem Briefe an Hardenberg, datiert Chalons, den 17. Februar, heißt es: „Die große Armee ist stark genug, um Alles niederzutreten, was sich ihr entgegen setzen möchte, sofern man nur Entschlossenheit genug hat, dies zu thun. Es ist also gar kein Grund vorhanden, schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan rathen, die Dinge aufs Aeußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafte Ruhe genießen." Mit Recht hätte Gneisenau darüber klagen können, daß Schwarzenberg die linke Flanke des schlesischen Heeres nicht gedeckt hatte. Er that es nicht. Erst später, am 28. April, klagt er gegen Clausewitz, daß Schwarzenberg, vermuthlich auf Antreiben des Friedensstifters Metternich, den geheimen Befehl gehabt habe, nicht über die Seine zu gehen, und läßt den allerdings ungegründeten Verdacht durchleuchten, daß Napoleon davon unterrichtet gewesen sei und dadurch die Möglichkeit erhalten habe, seine Truppen von der Seine weg und Blücher in die Flanke zu führen. Um so bewundernswerther ist die patriotische Haltung der Führer des schlesischen Heeres, als ihre Kriegführung im Lager der großen Armee einen sehr billigen Tadel erfuhr. Schadenfroh höhnten jetzt die Klugen, die immer vor der Pariser Promenade, wie sie sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nannten, gewarnt hatten. Die commandierenden Generale der Armee selbst standen an der Spitze der Tadler. Der eigene König konnte seine Neigung, sich durch nachträgliche Kritik schadlos zu halten für die thatsächliche Nachgiebigkeit, die er seinen überlegenen Rathgebern und Dienern bewies, nicht bemeistern und hatte für Gneisenau, als er später in Troyes ankam, statt der Aufmunterung und des Trostes ebenfalls nur ein Wort des Vorwurfs.

Im Hauptquartiere ließen die Verluste Blüchers sogleich die Friedensfreunde wieder hervortreten. Man eröffnete wieder Verhandlungen mit Napoleon in Chatillon und trat zugleich den Rückzug an, und zwar so ungeschickt, daß es den Franzosen noch gelang, bei Montereau dem Würtembergischen Corps schwere Verluste beizubringen. Blücher war auf den Wunsch des österreichischen Oberfeldherrn, zur Schlacht bereit, herbeigeeilt, aber es war Schwarzenberg nicht um eine Schlacht zu thun. Am liebsten wäre ihm jetzt der Frieden gewesen. So war der erste Versuch zum Marsch auf Paris mißlungen, und der vollkommene Rückzug stand in Aussicht. Der zweite Theil des Feldzuges begann.

Blücher trennte sich abermals von der großen Armee und marschierte nach Norden ab, um sich mit den von Holland kommenden Corps von Bülow und Winzingerode zu vereinigen. Napoleon greift ihn erst bei Craonne am 7. März an, dann bei Laon am 9. und 10. März, wird aber zurückgeschlagen.

Wenn nach dem Siege bei Laon die schlesische Armee energisch vorging, war Napoleon vernichtet, der Krieg beendet. Man hat allerhand Vermuthungen darüber aufgestellt, warum plötzlich diese Aenderung in der Kriegführung Blüchers eintrat. Einige haben gemeint, daß das Bewußtsein, dem gefürchteten Imperator gegenüber zu stehen, die Kraft der Führer des schlesischen Heeres gelähmt habe, andere haben in der Erkrankung Blüchers den Grund für die Unthätigkeit des Heeres gefunden. Doch ist dies nicht zutreffend, da Blücher selbst Gneisenau zu größerer Vorsicht mahnte, und die Kriegführung überdieß schon vor Blüchers Erkrankung denselben Charakter trägt wie bei Laon. Wirkliche Einsicht in die Genesis der Kriegführung jener Periode konnte erst der Boyen-Gneisenausche Briefwechsel bringen. Wir sehen daraus, daß Gneisenau sich dazu entschloß, und zwar in Uebereinstimmung mit Blücher, Boyen u. a., den Krieg von jetzt an ohne Wagniß zu führen. Außer der Rücksicht auf die furchtbar angestrengten und ausgehungerten Soldaten, außer der Erwägung, daß Preußen beim Friedensschlusse ein Heer haben müsse, um seine Ansprüche verfechten zu können, bestimmte die Unkenntniß über das derweilige Verhalten des Hauptheeres zu entschiedener Vorsicht.

Gerade hier geben Gneisenaus Briefe wieder einigen Einblick in sein persönliches Empfinden und seine Auffassung der Kriegslage. Aber welcher Unterschied gegen den siegesgewissen, stolzen, hoffnungsfrohen Ton, der während

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Vormarsches noch vor den Kämpfen aus seinen Briefen spricht! Eben ist eine entscheidende Schlacht gewonnen, der endgiltige, volle Triumph steht bevor. Da schreibt er an Hardenberg (Laon, den 10. März 1814): „Es ist mir außer allem Zweifel, daß wir Napoleon vom Thron stürzen können, wenn wir wollen. Unsere Armee ist mit den detachirten Corps über 100000 Mann stark. Wir allein könnten dem Krieg ein Ende machen. Wenn indessen die Meinungen der Regenten, Minister und Generale noch in solcher Zwietracht sind, als 14 Tage früher, so muß ich zum Frieden rathen, aber zu einem Frieden, der Frankreich alle gemachten Eroberungen abnehme, selbst Elsaß und Lothringen, worein Napoleon bei unserem jetzigen Vorrücken gewiß willigen wird. Steht er einmal entblößt von Eroberungen und Ruhm da, so wird er in der Meinung der eitlen französischen Nation bis zur Verächtlichkeit herabsinken und vielleicht langsam zu Grunde gehen." Bezeichnend genug auch für die Stimmung Gneisenaus ist es, daß er, verbittert durch die ganze Lage und durch Schwierigkeiten persönlicher Art, um die Generalpostmeisterstelle bat. Er gedachte nach dem Friedensschluß die Armee sofort zu entlassen.

Mittlerweile war die große Armee, da ihr nur Marschälle gegenüber stehen geblieben waren, ebenfalls wieder vorgerückt und hatte diese in mehreren Gefechten, namentlich bei Bar sur Aube (27. Februar) zurückgetrieben. Darauf machte Schwarzenberg wieder Halt, um das Resultat der Kämpfe zwischen Blücher und Napoleon abzuwarten.

Napoleon wandte sich nun, obgleich geschlagen, wirklich nochmals gegen die große Armee, und so kam es zu dem Treffen von Arcis sur Aube (am 20. und 21. März). Von neuem besiegt, kam der Kaiser zu einem tolldreisten Entschluß. Er zog ostwärts, um die Rückzugslinie der Verbündeten zu bedrohen. Da endlich regte sich im Hauptquartier etwas mehr Kraft. Toll gab den Rath, unbekümmert um die Operationsbasis nach Paris zu ziehen. Und zu gleicher Zeit äußerte Gneisenau Boyen gegenüber dieselbe Idee. So zog man denn vereinigt auf Paris, „nicht aus Ueberlegenheit," wie Gneisenau später an Rüchel schrieb, „der dafür sprechenden Gründe, sondern weil nichts anderes übrig blieb und das Verhängniß die große Armee dahin stieß."

Der Zug war ohne Schwierigkeiten. Bei La Fère Champenoise wurde die Division Pacthod vernichtet, wobei Gneisenau sich persönlich auszeichnete. Mitten im Kampfe ritt er, wie Steffens (Was ich erlebte) erzählt, in glänzender Generalsuniform vor die Quarrés der Feinde, um ihnen das Hoffnungslose ihrer Lage vorzustellen und unnützes Blutvergießen zu verhindern. Endlich am 30. März erstürmte man gegen Marmont den Montmartre. Es war gegen Abend, als die Preußen die bezwungene Stadt zu ihren Füßen liegen sahen. „Eine Glorie umstrahlte Gneisenaus Gesicht" — so erzählt Stosch in seinen Aufzeich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nungen, und Steffens erschien, wie er dort oben neben Gneisenau stand und in der Abendbeleuchtung die eroberte Stadt überschaute, der heitere, siegreich verklärte Held neben ihm wie der rettende und richtende Genius des Krieges. Was Gneisenau vorausgesehen hatte, war richtig eingetroffen. Die Eroberung von Paris besiegelte Napoleons Sturz. „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen" schrieb er nach Hause. Beim Einzuge aber machte er, alle diplomatischen Rücksichten bei Seite lassend, seinem Herzen Luft. „A bas le Tyran rief er dem Volke zu, und à bas le Tyran hallte es wieder."

(Schluß folgt.)

Augsburger Gefangenenhandel im vorigen Jahrhundert.

Von Adolf Buff.

2.

Der Hauptmann von Langenmantel scheint seinem löblichen Entschlusse treu geblieben zu sein. Nirgends findet sich eine Spur, daß er sich späterhin noch mit dem Transport von Sträflingen nach Venedig abgegeben hätte. Jenen Unteroffizier Johannes Bernauer dagegen treffen wir noch mehrmals bei dergleichen Unternehmungen mitwirkend. Im Jahre 1745 eskortierte er im Auftrage der Stadt einen Verbrecher, der zu Augsburg wegen dringenden Verdachtes einer Mordthat zu den Galeeren verurtheilt worden war. Auch dabei gerieth er wieder auf der Rückreise in Tirol in allerhand arge Verlegenheiten. Viel schlimmer noch aber waren für ihn die Folgen einer späteren, im Jahre 1756 unternommenen Fahrt.

Diesmal transportierte er, selbstverständlich mit Erlaubniß seiner vorgesetzten städtischen Behörde, einen Räuber, der von dem Kloster Kaisheim zur Ruderbank condemniert worden war. Die wohlhabende Reichsabtei bewies sich bei dieser Gelegenheit, was den Geldpunkt anlangt, viel coulanter als der baierische Kurstaat im gleichen Falle 18 Jahre früher. Bernauer erhielt für Reiseauslagen vom Kloster von vornherein 100 Gulden und obendrein die Anwartschaft auf die volle Summe, welche von Venedig als Bezahlung für den Gefangenen in Aussicht stand. Das Geschäft schien demnach kein schlechtes. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG